

# Das Sklavenschiff

Autor(en): **Heine, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **85 (2005)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-167369>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nicht ohne Zynismus zeigt Heinrich Heine  
in seinem Gedicht, wie veranstaltete  
Musik zum Zwecke der Profitmaximierung  
instrumentalisiert werden kann.

## Das Sklavenschiff

Heinrich Heine

Der Superkargo Mynheer van Koek  
Sitzt rechnend in seiner Kajüte;  
Er kalkuliert der Ladung Betrag  
Und die probabeln Profite.

«Der Gummi ist gut, der Pfeffer ist gut,  
Dreihundert Säcke und Fässer;  
Ich habe Goldstaub und Elfenbein –  
Die schwarze Ware ist besser.

Sechshundert Neger tauschte ich ein  
Spottwohlfeil am Senegalflusse.  
Das Fleisch ist hart, die Sehnen sind stramm,  
Wie Eisen vom besten Gusse.

Ich hab zum Tausche Branntewein,  
Glasperlen und Stahlzeug gegeben;  
Gewinne daran achthundert Prozent,  
Bleibt mir die Hälfte am Leben.

Bleiben mir Neger dreihundert nur  
Im Hafen von Rio-Janeiro,  
Zahlt dort mir hundert Dukaten per Stück  
Das Haus Gonzales Perreiro.»

Da plötzlich wird Mynheer van Koek  
Aus seinen Gedanken gerissen;  
Der Schiffschirurgus tritt herein,  
Der Doktor van der Smissen.

Das ist eine klapperdürre Figur,  
Die Nase voll roter Warzen –  
«Nun, Wasserfeldscherer», ruft van Koek,  
«Wie geht's meinen lieben Schwarzen?»

Der Doktor dankt der Nachfrage und spricht:  
«Ich bin zu melden gekommen,  
Dass heute nacht die Sterblichkeit  
Bedeutend zugenommen.

Im Durchschnitt starben täglich zwei,  
Doch heute starben sieben,  
Vier Männer, drei Frauen – Ich hab den Verlust  
Sogleich in die Kladde geschrieben.

Ich inspizierte die Leichen genau;  
Denn diese Schelme stellen  
Sich manchmal tot, damit man sie  
Hinabwirft in die Wellen.

Ich nahm den Toten die Eisen ab;  
Und wie ich gewöhnlich tue,  
Ich liess die Leichen werfen ins Meer  
Des Morgens in der Frühe.

Es schossen alsbald hervor aus der Flut  
Haifische, ganze Heere,  
Sie lieben so sehr das Negerfleisch;  
Das sind meine Pensionäre

Sie folgten unseres Schiffes Spur,  
Seit wir verlassen die Küste;  
Die Bestien wittern den Leichengeruch  
Mit schnupperndem Frassgelüste.

Es ist possierlich anzusehn,  
Wie sie nach den Toten schnappen!  
Die fasst den Kopf, die fasst das Bein,  
Die andern schlucken die Lappen.

Ist alles verschlungen, dann tummeln sie sich  
Vergnügt um des Schiffes Planken  
Und glotzen mich an, als wollten sie  
Sich für das Frühstück bedanken.»

Doch seufzend fällt ihm in die Red'  
Van Koek: «Wie kann ich lindern  
Das Übel? wie kann ich die Progression  
Der Sterblichkeit verhindern?»

Der Doktor erwidert: «Durch eigne Schuld  
Sind viele Schwarze gestorben;  
Ihr schlechter Odem hat die Luft  
Im Schiffsraum so sehr verdorben.

Auch starben viele durch Melancholie,  
Dieweil sie sich tödlich langweilen;  
Durch etwas Luft, Musik und Tanz  
Lässt sich die Krankheit heilen.»

Da ruft van Koek: «Ein guter Rat!  
Mein teurer Wasserfeldscherer  
Ist klug wie Aristoteles,  
Des Alexanders Lehrer.

Musik! Musik! Die Schwarzen soll'n  
Hier auf dem Verdecke tanzen.  
Und wer sich beim Hopsen nicht amüsiert,  
Den soll die Peitsche kuranzen.»

Hoch aus dem blauen Himmelszelt  
Viel tausend Sterne schauen,  
Sehnsüchtig glänzend, groß und klug,  
Wie Augen von schönen Frauen.

Sie blicken hinunter in das Meer,  
Das weithin überzogen  
Mit phosphorstrahlendem Purpurduft;  
Wollüstig girren die Wogen.

Kein Segel flattert am Sklavenschiff,  
Es liegt wie abgetakelt;  
Doch schimmern Laternen auf dem Verdeck,  
Wo Tanzmusik spektakelt.

Die Fiedel streicht der Steuermann,  
Der Koch, der spielt die Flöte,  
Ein Schiffsjung' schlägt die Trommel dazu,  
Der Doktor bläst die Trompete.

Wohl hundert Neger, Männer und Frau,  
Sie jauchzen und hopsen und kreisen  
Wie toll herum; bei jedem Sprung  
Taktmäßig klirren die Eisen.

Sie stampfen den Boden mit tobender Lust,  
Und manche schwarze Schöne  
Umschlinge wollüstig den nackten Genöß -  
Dazwischen ächzende Töne.

Der Büttel ist Maître des plaisirs,  
Und hat mit Peitschenhieben  
Die lässigen Tänzer stimuliert,  
Zum Frohsinn angetrieben.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng!  
Der Lärm lockt aus den Tiefen  
Die Ungetüme der Wasserwelt,  
Die dort blödsinnig schliefen.

Schlaftrunken kommen geschwommen heran  
Haifische, viele hundert;  
Sie glotzen nach dem Schiff hinauf,  
Sie sind verduzt, verwundert.

Sie merken, daß die Frühstückstund'  
Noch nicht gekommen, und gähnen,  
Aufsperrnd den Rachen; die Kiefer sind  
Bepflanzt mit Sägezähnen.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng -  
Es nehmen kein Ende die Tänze.  
Die Haifische beißen vor Ungeduld  
Sich selber in die Schwänze.

Ich glaube, sie lieben nicht die Musik,  
Wie viele von ihrem Gelichter.  
«Trau keiner Bestie, die nicht liebt  
Musik!» sagt Albions großer Dichter.

Und Schnedderedeng und Dideldumdei -  
Die Tänze nehmen kein Ende.  
Am Fockmast steht Mynheer van Koek  
Und faltet betend die Hände:

«Um Christi willen verschone, o Herr,  
Das Leben der schwarzen Sünder!  
Erzürnten sie dich, so weißt du ja,  
Sie sind so dumm wie die Rinder.

Verschone ihr Leben um Christi will'n,  
Der für uns alle gestorben!  
Denn bleiben mir nicht dreihundert Stück,  
So ist mein Geschäft verdorben.»

Erstdruck in: «Vermischte Schriften»,  
Hamburg: Hoffmann und Campe, 1854.

